

Prolog

Für Sekunden hielt er seinen Kopf knapp über der Oberfläche, dann zogen ihn unsichtbare Kräfte wieder abwärts. Das kalte Nass umschloss seinen Körper und stieß ihn erneut in einen Kampf, von dem er nicht wusste, ob er ihm gewachsen sein würde.

Oben am Ufer hatte er in fahle Gesichter gesehen. Verwandte und Freunde starrten ihn an, teilnahmslos und ohne Emotionen. Mehrmals und mit dem letzten Willen hatte er ihnen verzweifelt seine Hand entgegen gereckt und stumm um Hilfe gefleht, denn die Sprache war ihm abhanden gekommen.

Geräuschlos und mit der aufreizenden Gemächlichkeit eines Unterseebootes sank er hinab in die Tiefen der roten Flüssigkeit, die ihn seit einer ewig langen Zeit gefangen hielt. Freiwillig war er nicht hier, soviel war ihm bewusst. Doch wer oder was ihn hergebracht hatte, blieb ihm verschlossen. Dabei hatte er etwas ganz anderes vorgehabt.

Jetzt wollte er nur noch leben.
Einfach nur leben.

...Die Sonnenstrahlen trafen den Wagen direkt von vorn und bohrten sich gnadenlos durch die Windschutzscheibe. Da durch den Ausfall von gleich zwei Gebläsestufen eine Luftzirkulation so gut wie nicht stattfand, ließ sich die ansteigende Temperatur im Innenraum nicht einfangen, sodass sich auf Martins von Sorgenfalten durchzogener Stirn ein feuchter Film gebildet hatte. Aber nicht nur die Hitze von außen war für diesen Schweiß verantwortlich. In ihm köchelte obendrein eine gefährliche Mixtur aus Angst, Ohnmacht und Unsicherheit vor sich hin. Sie trieb ihn in einen imaginären dunklen Tunnel, dessen Wände sich aufeinander zu bewegten und an dessen Ende das ferne Licht mehr und mehr an Leuchtkraft verlor. Die dumpfen Schläge seines Herzens begleiteten das Rattern der Räder über den groben Basalt. Schallend kroch das Echo unzähliger Stimmen über die nasskalten Wände, drangen in seine Ohren und schüttelten Martin aus seinem Sekundentraum. Erschrocken sah er um sich, um zu verstehen, wo er war und was geschehen war. Seinen rechten Fuß fand Martin auf dem Bremspedal wieder. Er hatte seinen Wagen angehalten, ohne es bemerkt zu haben. Der Tunnel war wieder zur Allee

geworden und die Stimmen aus den Wänden entsprangen einem Gospelsong im Radio. Mit dem Hemdsärmel wischte er sich über die Stirn, fuhr an, lenkte sein Gefährt auf den seitlichen Grünstreifen und stellte den Motor ab. Er beugte sich vor, erfasste das Lenkrad in Fünf-nach-elf-Stellung und legte seinen Kopf zwischen seine Hände. Martin atmete aus und kniff die Augenlider fest zusammen. Mias Gesicht und das seiner Frau rotierten in seinem Kopf. Sie legten sich übereinander, vermischteten sich und sprangen wieder auseinander. Sie durchquerten seine Sinne, lachten ihn an und aus, wurden kleiner und wieder größer. Sie spielten mit ihm, rüttelten an seinem Ego und klagten ihn an, als hätte er soeben Haus und Hof verscherbelt. Martins Atem passte sich dem Wechselrhythmus der Bilder an.

Stopp! rief eine innere Stimme. Martin besann sich, richtete sich auf und öffnete die Augen. Die Sonne blendete ihn und er ließ sich nach hinten fallen, die Augen nun wieder geschlossen. „Was soll ich denn jetzt machen?“ flehte er aus dem Nichts den vergilbten Kunststoffhimmel an. Irgendwer dahinter gab ihm prompt eine

Antwort. Er könne nichts anderes tun als nach Hause zu fahren, zu duschen, auszuruhen und zu entspannen. Alles andere würde sich geben. Erst recht brauche er keine Angst zu haben, noch sei nichts Wesentliches passiert, er habe alles in der Hand. Alles ließe sich regeln. Er rieb sich die Augen und versuchte die Sonnenblende herunterzuklappen, doch die verweigerte sich und federte zurück in die Grundstellung. „Scheißkarre!“, maulte er, startete den Wagen und fuhr wieder an. Noch einen Kilometer und der schmale Weg nach links würde ihn in seine Siedlung führen, wo er noch drei Stunden Zeit hätte, die Sache mit Mia zu überdenken. Er schaltete in den dritten Gang und jagte den Wagen wieder in den Tunnel hinein. Die engen Wände und die aufkommende Dunkelheit drohten erneut ihn gefangen zu nehmen. Doch weiter vorn sah er bereits das Licht, das ihm die Ausfahrt und den Weg zu seinem Haus wies.

Das andere Licht von vorne sah er nicht.

*

... Der plötzlich aufkommende Wind erzeugte Unterdruck, sodass der geöffnete Fensterflügel hart an seinen Rahmen schlug. Martin schreckte auf und versuchte sich zu orientieren. Langsam kehrten die Bilder zurück. Ihr fliederfarbenedes Top, wie es vor ihm auf dem Tisch lag. Ihre Arme, wie sie sich um seine Brust schlangen und ihm das T-Shirt über den Kopf zogen. Wie er sich dann wie von fremder Kraft gesteuert erhob, sich umdrehte und in diese Augen schaute, die nichts als Begierde verrieten. Er sah noch einmal, wie ihre Hände von ihm abließen, um ihren makellosen Körper vom spärlichen Rest ihrer Kleidung zu befreien und sich dann rückwärts im Zeitlupentempo seinem Bett zu nähern, sich zu setzen und fallen zu lassen, während sie ein butterweiches *nun komm schon* zu ihm rüber hauchte. Zu ihm, der dagestanden und kurz überlegt hatte, ob er das Fenster fest verschließen sollte, denn Nachbarn haben immer und überall Ohren.

Jetzt, eine knappe Stunde später, lag sie neben ihm wie hingegossen. Offensichtlich schlief sie fest. Oder tat sie nur so? Martins Blick schweifte umher. Hier und da lagen Kleidungsstücke auf dem Boden herum,

die ein wenig von der tristen Ausstrahlung des Linoleumbelages ablenkten. Er sah auf seine Armbanduhr, es war kurz vor sechs. Wie ein Panther auf Beutejagd schob er seinen Körper vom Bett, um das Fenster zu verriegeln, denn draußen waren dunkle, fast schwarze Wolken aufgezogen. So schnell kam sie hier also nicht heraus. Sie würde sicher noch bleiben wollen und abwarten, bis sich das Wetter besserte. Ein Gedanke, bei dem Martin unbehaglich wurde. Erschrocken über seine Anwandlungen schaute er zum Bett, während er den Fensterknauf fest herumdrehte. Eingerollt in seine dünne weiße Bettdecke lag sie auf der Seite mit dem Gesicht zur Wand. Ein Arm und ein Unterschenkel ragten heraus wie zwei Sandbänke aus der stillen See und spiegelten das einfallende diffuse Licht auf ihrer wohl gebräunten Haut. Mit ein paar fixen Handbewegungen sammelte er alle Sachen ein und legte sie auf einen der Stühle. Dann nahm er Hose und T-Shirt und ging zur Tür, um das Bad aufzusuchen. Noch einmal sah er sich um. Mia schlief. Oder?

Der Spiegel zeigte ihm die ganze Wahrheit. Augen, fahl und stumpf unter hängenden Lidern. Eine Stirn, die

Falten trug, ein Mund ohne Schwung und seine dünnen Lippen zeichneten einen fast geraden Strich. Nichts leuchtete, nichts tanzte, nichts in ihm sang oder klang. Sein Gesicht, ein stiller toter Hof. Was war da eben passiert? Martin drehte den Wasserhahn auf und warf sich mit vollen Händen das kühle Nass auf Stirn und Wangen, als wolle er sich das Geschehene aus dem Gewissen waschen. *Das hatte nicht sein dürfen*, verriet er seinem Spiegelbild und wusste dennoch nicht, warum sich dieses schlechte Gefühl in ihm ausbreitete, hatte er doch gerade eines der höchsten und schönsten erleben dürfen. Und nun fühlte er sich, als stünde er auf der tiefsten Sohle eines verlassenen Bergwerks, kein Kumpel mehr zu sehen, kein Licht, kein Schatten, nur Enge und das blanke Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit.

Was willst du, Martin? schien irgendwer zu rufen. *Du wolltest sie doch, oder? Nun hast du alles von ihr bekommen, den ganzen Schatz, und du schaust weg. Martin, wach auf, geh zu ihr und...*

Er würgte die fremde Stimme ab, nahm ein Handtuch und trocknete sich ab. Mit der Restfeuchte seiner Hände fuhr

er durch sein Haar und gab ihm ein wenig die Form zurück. Dann zog er Hose und T-Shirt an, schnitt ein paar Grimassen, um Farbe und Leben auf sein Gesicht zu zaubern und drückte die Türklinke herunter.

Na klar, riet ihm die Stimme, du gehst zu ihr und nimmst sie in den Arm, sagst ihr, wie schön es war und dass du dich freust und...

Er trat in den Wohnraum ein. Eine Nachttischlampe brannte und drückte die Dunkelheit in die Ecken des Raumes. Regentropfen prasselten gegen die Fensterscheiben, die sich tapfer gegen die stürmischen Windstöße wehrten. Das Bett war leer. In der kleinen Küchennische klappte der Kühlschrank zu und im selben Moment kam Mia durch den Türrahmen, nackt und mit einem Glas Wasser in der Hand.

„Martin!“, sagte sie ein wenig erschrocken. Ihr rund geformter Mund und ihre hochgezogenen Augenbrauen zeugten von Verwunderung, denn wo wollte *ihr* Martin denn jetzt hin? Bei dem Sauwetter?

„Warum hast du dich angezogen? Komm, lass uns noch ein wenig kuscheln und reden, ja?“ Sie stellte das Glas neben

das Bett auf den Boden und hüpfte elegant wie eine Gazelle unter die Bettdecke, als wolle sie seinen Blicken nur noch Kopf, Schultern und Arme gestatten, andere Partien müsse er sich erst wieder erobern.

„Angezogen? - Ja, ich habe mich angezogen, weil ich..., ich weiß auch nicht, ich dachte, du würdest..., ich meine ich sollte...“ Martin wusste nicht mehr, was er dachte und sollte, und was sie wollte oder sollte. Nein, er wusste nicht, warum er sich angezogen hatte. Es war unbewusst passiert. Seine Hände hatten ihm einfach die Sachen übergestreift. Und je länger er diese Gedanken hin und her bewegte, umso klarer wurde ihm, dass es nicht die Spur eines Antriebes gegeben hatte, der ihn im Bett hätte halten können, so wie er war. Neben Mia, die dort lag, so wie sie war.

Klamotten runter und unter die Decke, aber fix! herrschte ihn die Stimme an, doch stattdessen setzte er sich behäbig auf die Bettkante und sah Mia an.

„Mia, ich habe gedacht, du müsstest gehen. Hast du vorhin nicht gesagt, du wolltest noch was erledigen?“

„Ich? Was erledigen? – Was sollte ich erledigen? Ich bin hergekommen, weil ich diesen blöden Brief erhalten habe und wollte eigentlich mit dir drüber sprechen.“ Eine Spur Entrüstung und Enttäuschung hatte ihre Stimme merklich belegt. Sie zog die Bettdecke etwas höher, als würde ihr kalt. „Und dann“, fuhr sie fort, „überkam es mich einfach. War es denn nicht schön, Martin?“

„Doch doch“, entgegnete er hastig und sah zum Fenster. Seine Verunsicherung war nicht zu übersehen. „Doch, es war sehr schön“, sagte er, seinen Blick immer noch auf die verregneten Scheiben gerichtet. „Dann habe ich mich wohl verhört, oder ich habe...“

„Kannst du mich dabei nicht ansehen?“ Martin wandte sich zu ihr.

„Und? Wenn es dir doch auch gefallen hat, dann kannst du's mir doch sagen und mich dabei ansehen. Was ist denn mit dir los? Bedrückt dich irgendwas?“

Sie schaute ihm direkt in die Augen. Martins Lider zuckten, doch er hielt ihrem festen Blick stand. Dann schloss er sie für zwei Sekunden, erhob sich und ging zum Fenster. Draußen perlten die Wassertropfen die Scheiben hinab.

„Der Regen scheint so schnell nicht aufzuhören“, sprach er gegen das Glas.
„Wenn du willst, kann ich dich mit dem Wagen fahren.“

*

Erneut sehe ich hinauf in das Treppenhaus. Der Wind spielt weiter sein Spiel und scheucht das Licht von Wand zu Wand. Wie viel zählen Plan und Tatendrang von damals noch? Was bedeutet heute noch mein Wunsch, mir dieses kleine Refugium zu erschaffen, nachdem ein solcher Tölpel meine Träume mit einem Schlag vom Tisch gefegt hat? Über Ruhe und Entspannung, die ich mir damals erträumt habe, verfüge ich heute mehr als mir lieb sein kann. Hier in diesem Stuhl. Und Gäste, die hier nächtigen, sind auf Sicht auch nicht zu erwarten. Sie kommen, aber sie bleiben nicht lang. Denn ausgedehnte Feiern bis in den Morgen liegen fern, so fern wie mein nächster Tanz in den Mai. Ich greife die Räder meines Rollstuhls und drehe ihn nach links in Richtung Wohnzimmer und fahre in meine angestammte Ecke schräg neben dem

Kamin. Von dort habe ich einen idealen Blick auf den Fernseher, meinen liebsten Unterhalter, wenn Claudia wie jetzt außer Haus ist. Seit zwei Wochen bin ich wieder hier, habe auf eigenen Wunsch die Klinik verlassen, weil ich die Versorgung, die bis zu meiner bevorstehenden sechszwanzigsten Operation noch nötig ist, mittlerweile allein bewältigen kann. Langsam rulle ich an dem quadratischen flachen Tisch vorbei. Dort liegen die ganzen Dinge, die meinen Tag und die halbe Nacht bestimmen. Schere, Mullbinden, Pflasterrollen, Tücher, Sprühflasche und mehrere Tuben mit Salbe. Auf dem Boden ein Abfalleimer, in den ich die ekelerregenden Verbände werfe, wenn ich sie trotz antrainierter Routine und geübter Handgriffe mühsam entfernt und so zusammengerollt habe, dass mir der Blick auf die Spuren möglichst erspart bleibt.

Ich warte. Gleich wird es wieder losgehen. Anfangs habe ich noch permanent auf die Uhr gesehen. Die mittlere Ruhezeit liegt so um die fünfzig Minuten. Manchmal geht es schneller, an anderen Tagen habe ich eine Stunde oder etwas mehr an Schonfrist, je nach dem, was ich gegessen habe und was mein Körper zu verdauen hat. Mittlerweile verlasse

ich mich auf meine innere Uhr, die mich unvermittelt anweist, ganz schnell diesen Raum aufzusuchen, der den Charme einer Notfallambulanz verbreitet.

Schon winzigste Anzeichen lassen mich jedes Mal für einen Moment erstarren. Ein Kribbeln und Kratzen wenige Zentimeter unter meinem Bauchnabel, das binnen Sekunden in ein Stechen übergeht. Mit Nadeln, die zu Nägeln werden. Nägel, die sich fortan vermehren und die Fläche, die sie mit heftigen Stichen traktieren, stetig vergrößern, die dabei zu brennen beginnt, als wenn ein Gasbrenner aus kürzester Entfernung auf die Haut gehalten wird. Meine kurzzeitige Starre löst sich und verwandelt sich in ein wildes, aber kontrolliertes Hantieren. Der Schmerz wird unerträglich, strahlt in alle Richtungen aus, bis hoch in den Kopf. Schweiß bildet sich in meinen Händen und auf der Stirn. Durchhalten! Den ledernen Gürtel abgeschnallt, die Bauchbinde aus schweren Leinen abgewickelt, die Kompressen aus Wattekissen und mehrere auf ein Quadrat gefaltete Tücher heruntergerissen. Ein Anfall von Panik kündigt sich an, es kann nicht schnell

genug gehen. Schwindel breitet sich aus.

Durchhalten! Durchhalten!

Vieles ist einstudiert und läuft mechanisch ab, sodass ich die Augen geschlossen halten kann. Nur für einen Moment schaue ich hinunter, damit ich den Tupfer punktgenau ansetzen und die stoßweise heraus schwallende ätzende Flüssigkeit auffangen kann, um sodann die tellergroße entzündungsrote Hautregion unter hektischen Atemschüben mit wieselflinken Handbewegungen zu reinigen und mit Zinksalbe zu versorgen. Jeder Strich, jeder Tupfer, jedes Reiben löst kaum noch zu ertragenen Schmerz aus und führt mein Bewusstsein und meinen Organismus an den Rand einer Lähmung. Erst wenn die Stöße eingedämmt, erst wenn die Haut von ätzendem Sekret befreit, Desinfektionsspray und Salbe aufgetragen und der Schmerz erträglich geworden ist, sehe ich näher hin und überzeuge mich davon, dass die Fistel wirklich trockenliegt. Direkt im Bauchknick gelegen ragt sie aus einer zentimetergroßen Öffnung heraus und zeigt sich wie das obere Ende eines Vulkans. Das perforierte Wandstück des Dünndarms haben sie hervorgestülpt wie den zu flickenden Schlauch eines Fahrradreifens, und so mit der

Bauchdecke vernäht, dass der höchst aggressive Verdauungssaft nicht in den Bauchraum gelangt, sondern nach außen abgeführt wird. Vorsichtig beuge ich mich vor, sortiere die vielen Binden und nehme Pflaster und Schere zur Hand. Dann presse und verbinde ich erneut, schnalle den Gürtel um Mull- und Stoffpolster und ziehe ihn zu, damit der nächste Stoß von Darmflüssigkeit zuerst in die Sperrschichten fließt, bevor ich mich erneut daran machen muss, meine Haut zu retten.

Erschöpft schließe ich die Augen. Welch eine Qual! Eine bis eineinhalb Stunden Zeit bleibt mir nun, aber so etwas wie Entspannung will sich nicht einstellen. Angst und Respekt vor der nächsten Trocknungsaktion sind viel zu groß, als dass ich mich gedankenverloren irgendeiner Beschäftigung hingeben könnte. Einmal am falschen Ort und Versorgungsmaterial und Medikamente nicht im Zugriff, einmal zu spät den Verband gelöst und ich erlebte die Hölle, würde von außen zerfressen vom eigenen Saft.

So wie vor Wochen in der Klinik, als er das erste Mal versuchte, nach meinem Leben zu greifen. Hinterrücks von innen...

